

Licht hunger.

Arbeiterjugend, hungrig aufgeschossen,
— Kartoffelkeimen dunkler Keller gleich —
Licht hunger in den großen Augen,
— wahn sinnig dürstet Licht ihr Herz,
das unterm blauen Fliden ihrer Bluse
nach Tag gewaltsam schiebt.

Und lichen mit den schwielenharten Fäusten,
Die sonst den Hammer nur geklammert hielten,
— und wuchsen groß in Gräben auf,
und tranken alle Brüste voll von Licht,
und rohmens frunkenselig heim,
— und trugen jeder brennend Kränze um die Stirn.

Als wieder Räder sinnverwirrend Lieder sangen
und Körbe hastig niederzuckten in die Grubennacht,
— glomm plötzlich Licht in sie hinein
(irres Gedanken eines hellern Tags),
und kränkte hämmernd in ihr Blut das Eisen,
das einmal zuckend unter ihren Fäusten sprang.

H. G. Wendel

Brentanos „Elsässer Erinnerungen“.

von Hermann Wendel

Als man in dem Sträßburg nach der Annexion daran ging, die alte deutsche Hochschule wieder zu neuem Leben zu erwecken und durch Ansammlung der besten Köpfe der Professoren mit besonderer Anziehungskraft auszustatten, berief man auch den Nationalökonom Lajo Brentano an die elsässische Universität. Was er auf diesem heißen Boden während sechs Jahren, von 1882 bis 1888, gesehen, gehört und erlebt hat, darüber berichtet er jetzt in einem (schmächtigen, aber anschaulich geschriebenen Bändchen), das neben- und nacheinander Persönliches und Politisches, Staatsrechtliches und Gesellschaftliches, Sachliches und Geistes enthält. Wo er uns allerdings politisch-historisch kommt, hat er nicht immer eine glückliche Hand. So übernimmt er sich ganz entschieden, wenn er die Amerion Elsäz-Lothringens im Jahre 1871 von dem gleichzeitig individualistischen und demokratischen Grundgesetz aus zu rechtfertigen unternimmt, wonach das größtmögliche Glück der größten Zahl in der Politik den Ausschlag geben soll. Dem Willen der damals 1.549.738 Einwohner Elsäz-Lothringens, bei Frankreich zu bleiben, stellt er nämlich das Bedürfnis von 39.569.054 Deutschen gegenüber, sich durch Angliederung Elsäz-Lothringens vor Wiederkehr der so oft erlebten französischen Angriffe zu sichern. Das würde auch dann noch eine sehr wichtige Geschichte sein, wenn man die 30% Millionen Deutscher durch Volksabstimmung über die Annexion Elsäz-Lothringens ausdrücklich befragt hätte, denn mit solcher Anwendung des Mehrheitsprinzips ließe sich natürlich jede Bergverwaltung eines kleinen durch einen großen Staat „demokratisch“ verbrämen, und hundert gegen eins sieht zu weiten, daß schleunigst die Alldutschen aus dieser Blüte Honig saugen und das Recht der sieben Millionen Belgier auf Selbständigkeit mit dem „Recht“ der 70 Millionen Deutscher auf „Sicherheit“ überstimmen werden.

Weniger auf schwankendem Boden stehen die Betrachtungen Brentanos über die Fehler der deutschen Verwaltungspolitik im Reichsland, durch die eine Annäherung der Elsäzler und Lothringer an das Deutschland außerordentlich erschwert wurde. Ganz abgesehen davon, daß der Elsäzler und Lothringer, an den ausgedehnten Entwicklungs- und Nahrungsplan Frankreichs gewöhnt, sich in den engen Grenzen seiner Heimat nicht gerade behaglich fühlen mußte, fand er an der neuen Obrigkeit die Erkenntnis allzu sehr vernachlässigt, daß er durch die Grundzüge der Freiheit und Gleichheit von 1789 zum guten Franzosen gemacht worden war und jetzt nicht durch das Gegenteil, durch Unfreiheit und Ungleichheit, zum guten Deutschen zu machen war. Nach Brentanos Ansicht hätte sich eine kluge Politik auf die breiten Massen des elsässischen Volks stützen müssen, die am meisten deutsch geliebt, am wenigsten französisch geworden waren. Das aber stand mit der ganzen Geisteshaltung der deutschen Regierung in Widerspruch. Wollte man doch in Alt-Deutschland, indem man die Interessen der höheren Klassen gegen die der unteren wahrnahm. In Preußen war der Junfer maßgebend; im Reich herrschte man mit Hilfe von Ausnahmegerichten gegen Geistliche und Sozialisten. Bei den namentlich aus Norddeutschland stammenden Beamten und Offizieren walteten vielfach Anschauungen ob, die zu dem demokratischen Bewußtsein des Elsäzler wie die Faust aufs Auge paßten: Brentano erwähnt eine Aeußerung des Obersten von Reuter-Zaberner Angebens, „man könne mit dem Kreisdirektor von Zabern gesellschaftlich nicht weiter verkehren, weil er, ein Alt-Elsäzler, der die Tochter eines steinreichen

Bauern geheiratet hatte, an einem Sonntag mit seiner zum Besuch gekommenen Schwiegermutter, welche die schöne Tracht der elsässischen Bäuerinnen trug, das schwarze schwerseidene Kleid mit der breiten Elsäzler Schleife, spazieren gegangen sei.“ So stützte sich denn die deutsche Verwaltung auf die Rotabeln gegen die breiten Volksmassen, ohne dabei wesentliche Vorteile einzubringen, denn sie stieß die Massen ab und gewann die Rotabeln doch nicht auf die Dauer, die sich schon deshalb unzuverlässig zeigten, um immer aufs neue durch Gunstbeweise der Regierung gekauft zu werden.

Der klaffende Vertreter dieser Art Politik war der erste Statthalter Manteuffel, der Brentano sofort nach dessen Ankunft zu sich bitten ließ und ihm freimütig sein Herz über den Armin-Prozess und gegen Bismarck ausschüttete. Auch sonst war dieser Vertreter des achtzehnten Jahrhunderts und des aufgefärbten Despotismus von einer erstickenden Offenherzigkeit und machte u. a. nie ein Hehl daraus, daß er die geistige Begabung Wilhelms I. weit unter die seines verstorbenen Bruders Friedrich Wilhelms IV. stellte. Manteuffel rühmte sich auch Brentano gegenüber, daß er das jährliche Steuerbewilligungsrecht des preussischen Landtags verhindert habe: „Als die Charles Waldeck oktroiiert werden sollte, hatten der König und mein Vetter Manteuffel, der Minister, keine Ahnung, was das Steuerbewilligungsrecht bedeutete; ich aber hatte durch den Umgang mit meinem Freund Leopold Ranke so viel aus der Geschichte gelernt, daß ich mußte, daß das die Hauptsache sei, und auf mein Drängen ist dann der Paragraph über die Forterhebung der Steuern in die allgemeinen Bestimmungen der Verfassung aufgenommen worden.“

Ebenso verbreitet sich Brentano über die elsässische Geistlichkeit mit ihrem Oberhirten, dem Straßburger Bischof Kästner an der Spitze, berührt Hochschulfragen, weiß von Kästners späteren allmächtigen Gebieten im preussischen Kultusministerium, damals Professor in Straßburg, Ergötzlichem und minder Ergötzlichem zu erzählen, schildert den Wettbewerb und Streit zwischen dem neugegründeten Deutschen Kunstverein und der einheimischen Société des amis des arts und erzählt, daß er Heinrich Hecker zu seiner verdienstvollen Untersuchung über die obersässische Baumwollenindustrie und ihre Arbeiter angeregt habe, damit die weitverbreitete Legende von der Harmonie zwischen Kapital und Arbeit im Wirtschaftsleben des Elsäzlers gründlich zerstört werde.

Seinen Eindruck von der Stimmung im Elsäz faßt Brentano gewiß ein unbereinigter Betrachter der Dinge, dahin zusammen: „Man empfindet Furcht und Schrecken vor Deutschland und betrachtet Frankreich mit wehmütiger Heringschätzung.“ Auch sieht er für die Zeit nach Friedensschluß eine große Auswanderung aus dem Elsäz, gerade aus den Kreisen der Bourgeoisie, voraus. Aber er glaubt, daß sich aus den Reihen der kleinen Leute neue Kapitalisten emporarbeiten werden: „Es werden neue höhere Klassen entstehen. Unsere Aufgabe wird sein, sie für Deutschland zu gewinnen. Aber auf welche Weise?“

Darauf hat Brentano, unter entschlossener Abwehr aller anderen Pläne, nur die eine entschiedene Antwort: „Selbständigkeit Elsäz-Lothringens als deutscher Bundesstaat!“ Das ist um so bemerkenswerter, als ihm 1871 die Einverleibung Elsäz-Lothringens in Preußen als glücklichste Lösung des Problems erschienen wäre. Aber was 1871 möglich war, ist es 1917 nicht mehr.

Die Ueberwindung des Krieges durch die Höherentwicklung der Menschheit.

Gedanken Kant's.

Die furchtbare Katastrophe der Menschheit treibt zur andenkenden Beroirückung der größten Kulturidee: der Ueberwindung des Krieges. Kant, dem alle hohen Menschheitsideale Ziele seiner Philosophie waren, hat sie mit unermüdeltem Eifer gepflegt. Und er verdient es, daß wir uns heute seiner erinnern. Dr. W. Moog hat Kant's Ansichten über Krieg und Frieden in übersichtlicher Weise zusammengestellt (Hollen-Verlag, Dormstadt). Wir geben einen Auszug daraus.

Immer hat der Krieg vom Gesichtspunkt des Ideals aus etwas Barbarisches an sich, und Kant zieht auch recht wohl die Schrecken und Uebel des Krieges in Betracht. Seine Berechtigung kann nur eine relative sein, sofern er „ein unentbehrliches Mittel“ für den Fortschritt auf einer bestimmten Kulturstufe ist, aber eben nur auf dieser Stufe. Für den Geschichtsphilosophen, der die Höherentwicklung der Menschheit bis zu dem idealen Ziel betrachten will, ergibt sich daher auch das wichtige Problem der Ueberwindung des Krieges. Kant stimmt nicht in das Loblied des Krieges ein, das manche Philosophen seit Heraklit gesungen haben und das nach Kant etwa noch Nietzsche hat ertönen lassen, er ist nicht der Meinung, daß der Krieg an sich wertvoll sei und eine gewisse „Vereidung der Menschheit“ bedeute, sondern er erinnert daran, daß die Summe des Uebels wächst, indem der Krieg „mehr böse Leute macht als er deren wegnimmt“. Darum finden wir bei Kant auch eine Reihe von Aeußerungen, die eine scharfe Beurteilung des Krieges in sich enthalten. So sieht er den Krieg als „eine Art von Nothigkeit, Ungezogenheit, Barbarismus, wie unter Wilden“ statt der Argumente „Schläge“, ja als den „Uebel aller Uebel und Verderbnis der Sitten“, als die „Geißel des menschlichen Geschlechts“, den Zerföhner alles Guten“, „das größte Hindernis des Moralischen“. Er fragt nach den psychologischen Wurzeln des Kriegstriebes: „Ob die Kriegeneigung Bosheit und Menschenhaß angeht oder mehr Eitelkeit und Herrschsucht.“

Der Krieg ebenso wie der Nationalwahn beruhen auf menschlichen Instinkten, sie sind nicht auf Vernunft begründet. Triebe und Leidenschaften aber müssen bezwungen werden, die Vernunft allein kann moralische Gesetze geben. Sie offenbart uns „das Gesetz, daß, weil Instinkte blind sind, sie die Liebeit an uns zwar dirigieren, aber durch Maximen der Vernunft müssen ersetzt werden. Um deswillen ist dieser Nationalwahn auszuwurzeln, an dessen Stelle Patriotismus und Kosmopolitismus treten muß.“ Die blinde barbarische Tugend, der die vernunftgemäße Allgemeingültigkeit fehlt, muß durch die disziplinierte, gesetzmäßige ersetzt werden, welche allein moralische Pflicht enthalten kann. Die Freiheit, welche mit dem Uebergang aus dem naturhaften Zustand in den kultivierten verbunden war, ist doch wieder zu einer Art unmoralischen Zwanges geworden und hat die bösen Neigungen der Menschen keineswegs unterdrückt. Die Kultivierung erstreckt sich zunächst nur auf das Aeußere, sie war bloß Zivilisierung. Nur aber ist die wichtige philosophische Frage: wie eine gesetzmäßige, moralische Freiheit möglich ist, wie die Entwicklung aus dem Zustand der bloßen Zivilisierung weitergehen kann zu dem einer inneren Moralisierung. So muß sich notwendig eine Reaktion gegen die bisherige Entwicklung ergeben, aber diese Reaktion folgt unmittelbar und notwendig aus dem gegenwärtigen Zustand heraus.

Mit der Errichtung von Staaten, welche die Freiheit des Einzelnen als gesetzmäßige sicherstellen, kann die Entwicklung noch nicht abgeschlossen sein. So heißt es in einer Reflexion, die eins in der Zeit von 1775 bis 1870 entstanden ist: „Wenn in einem Volke endlich die Freiheit unter Gesetze mit keiner Gewalt kommt und dies sich nur in Proportion (Verhältnis) mit dem Gesetz und Freiheit vergrößert, so steigt das gemeine Wesen zur größten Vollkommenheit. Das Naturrecht wird realisiert. Auswirkung aller Talente (Griechen, Römer, germanische Völker, Asiaten). Wenn Völkern unter sich ein Gesetz und gemeinschaftliche Gewalt gründen, so errichtet sich äußere Sicherheit, Völkerverbund. St. Pierre.“ Hier deutet Kant an, in welcher Richtung sich die künftige Entwicklung der Menschheit bewegen soll, und er nennt zugleich den Mann, der einen gewünschten Idealzustand bereits konstruiert hat und in dieser Hinsicht neben Rousseau von entscheidendem Einfluß auf Kant's Ideen gewesen ist. In der Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ hat Kant's Gedanken schon näher ausgeführt. Die Natur „treibt durch die Kriege, durch die überspannende und niemals nachlassende Jurüstung zu denselben, durch die Not, die dadurch endlich ein jeder Staat selbst mitten im Frieden innerlich fühlen muß, zu anfänglich unvollkommenen Verfassungen, endlich aber nach vielen Schwankungen, Anstimmungen und selbst durchgängiger innerlicher Erziehung ihrer Kräfte zu dem, was ihnen die Vernunft auch ohne so viel traurige Erfahrung hätte sagen können, nämlich: aus dem geschloßenen Zustand der Wilden hinauszutreten und in einen Völkerverbund zu treten; wo jeder auch der kleinste Staat seine Sicherheit und Rechte nicht von eigener Macht oder eigener rechtlicher Beurteilung, sondern allein von diesem großen Völkerverbunde, von einer vereinigten Macht und von der Entscheidung nach Gesetzen des vereinigten Willens erwarten könnte. So schwärmerisch diese Idee auch zu sein scheint und als eine solche von einem Abbe von St. Pierre oder Rousseau verachtet worden (vielleicht weil sie solche in der Ausführung zu nahe glaubten); so ist es doch der unvermeidliche Ausgang der Not, wozu sich Menschen einander verstehen, die die Staaten zu eben der Entfaltung (so schwer es ihnen auch einleuchtet) zwingen muß, wozu der wilde Mensch ebenso ungen genzwungen ward, nämlich: seine brutale Freiheit aufzugeben und in einer gesetzmäßigen Verfassung Ruhe und Sicherheit zu suchen.“

Kant betrifft also im Anschluß an St. Pierre und Rousseau die Idee eines Völkerverbundes, aber diese Idee ist nur ein leeres Ideal, sondern eine notwendige Aufgabe, die in der bisherigen Entwicklung selbst begründet ist. Wie die Entwicklung aus dem Naturzustand der Einzelnen zur Staatenbildung gedrängt hat, so geht sie auch über die einzelnen Staaten hinaus, die in einem ungeordneten Nebeneinander existieren und sich so in einem gegenseitigen Verhältnis befinden, das ganz dem Naturzustand der Einzelnen entspricht und darum ebenso wie dieser überwunden werden muß. Vor der Errichtung einer Staatenverbundung in Form eines Völkerverbundes sind die Staaten noch im Zustand einer geschloßenen Freiheit, die „unter dem betrüglichen Anschein äußerer Wohlfahrt“ die schwersten Uebel in sich birgt, und darum erst gesetzmäßig gemacht werden muß. Wäre man des letzte Glied der Entwicklung weg, dann fehlt allerdings der richtige Sinn der Entwicklung, und das Ziel der Menschheit wird in keiner Weise erreicht, so daß man dann, wie Kant meint, in der Tat das pessimistische Urteil Rousseaus über die Gegenwart gutheissen und den primitiven Naturzustand der Kultur vorziehen müßte. Innerer Kultur fehlt noch die innere Moralisierung. Wir sind im hohen Grade durch Kunst und Wissenschaft kultiviert. Wir sind zivilisiert bis zum Ueberflüssigen zu allerlei gesellschaftlicher Verfeinerung und Anhänglichkeit. Aber uns für schon moralisiert zu halten, daran fehlt noch sehr viel. Denn die Idee der Moralität gehört noch zur Kultur; der Gebrauch dieser Idee aber, welcher nur auf das Eigenständige in der Ethik und der äußeren Anhänglichkeit hinausläuft, macht bloß die Zivilisierung aus.

Eine Besserung ist nur zu erwarten, wenn das Menschengeschlecht sich „aus dem thalibischen Zustand seiner Staatsverhältnisse herausgearbeitet hat. Erst durch den Hinblick auf den Idealzustand gewinnt die gegenwärtige Entwicklung ihren Sinn, und die Uebel wie der Krieg sind nur berechtigt, wenn sie überwunden werden können. Der Mensch muß aus dem Stadium der äußeren Kultur in das der moralischen Vergeistigung eintreten, in dem nicht mehr Triebe und Leidenschaften herrschen und die Interessen der Einzelnen sich bescheiden, sondern allein die Vernunft allgemeine Gesetze diktiert. Dazu muß eine systematische Aufklärung der Menschheit eintreten, eine Aufklärung nicht bloß des Verstandes, sondern auch des Gefühls. Diese Aufklärung aber und mit ihr auch ein gewisser Herzgehalt, den der aufgefärbte Mensch im Guten, das er vollkommen begreift, zu nehmen nicht vermeiden

*) Lajo Brentano, Elsäzler Erinnerungen, Erich Reig's Verlag, Berlin 1917.

... muß nach und nach bis zu den Thronen hinaufgehen und selbst auf ihre Regierungsgrundsätze Einfluß haben." Wenn sie auch langsam durchdringt, so wird sie doch sich geltend machen und eine allmähliche Besserung zur Folge haben.

Jetzt herrscht noch unendlich: obrigkeitliche Gewalt; außerdem: verteidigende Macht. Der gesellschaftliche (obrigkeitliche) Zwang befördert die Entwicklung der Talente in dem Charakter, aber befehrt es nicht, sondern verfeinert, daher Tugend und Vortrefflichkeit. Es wird daher zur letzten Bestimmung der Menschen der moralische Zwang gehören, da nämlich niemand Ehre, Ansehen, Amt, ja sogar ein Weib erlangen wird ohne Rechtfertigung und Merkmale guter Gesinnung. Diese Verordnung ist der menschlichen Natur gemäß, und der Keim dazu liegt in ihr; denn wir haben schon dazu geneigt zu sein, daß dem Vortrefflichen in dem Weg gelegt würde. Die Besserung wird nicht bewerkstelligt durch eine philanthropische Methode, welche in dem Predigen der Moral, also bloßer Belehrung bestehend, sondern durch die kosmopolitische Methode, die in der Stiftung geselliger Gemeinschaften ihre Aufgabe sieht und auf diese zwar umständlichere, aber sicherere Weise das Ziel zu erlangen strebt.

Kant erstreckt zunächst wie St. Pierre und Rousseau einen europäischen Staatensbund. Damit glaubt er, die Entwicklung der Menschheit auf eine höhere Stufe zu bringen und dem Wesen Ziel näherzukommen. Es muß eine Vernunft im Leben der menschlichen Gattung walten, die Menschheitsgeschichte muß teleologisch (einem Endzweck zustrebend) begriffen werden, das ist Kants innerste Überzeugung. Man kann die Geschichte der Menschheit als die Vollziehung eines verborgenen Plans der Natur ansehen, um eine innerlich — und zu diesem Zwecke auch äußerlich — vollkommene Staatsverfassung zustande zu bringen, als den einzigen Zustand, in welchem sie alle ihre Anlagen in der Menschheit völlig entwickeln kann. Das einzelne Individuum kann das Ideal in seinem Leben nicht verwirklichen, aber der Gattung muß es als regulatives Prinzip, als eine notwendige, wenn auch vielleicht nie völlig auflösbare Aufgabe vorstehen. Die Höherentwicklung ist notwendig im Wesen des Menschen selbst begründet. Es besteht eine moralische Anlage, die vernunftgemäß begründet ist und infolge deren man die Menschheit nicht als böse betrachten muß, sondern als eine aus dem Bösen zum Guten in beständigem Fortschreiten unter Hindernissen emporschreitende Gattung vernünftiger Wesen. Nur so ergibt sich ein fester Fortschritt in aufsteigender Linie. Erst durch die Idee der Entwicklung der Menschheit erhält die Geschichte ihren Sinn und wird eine philosophische Wissenschaft möglich. Denn diese Idee bildet allein den festen Punkt, nach dem die Wissenschaft ihre mannigfachen Probleme orientieren kann. In der Historie ist nichts Bleibendes, was eine Idee von dem Veränderlichen an die Hand geben könnte als die Idee der Entwicklung der Menschheit, und zwar nach dem, was die größte Vereinigung ihrer Kräfte ausmacht, nämlich bürgerliche und bürgerliche Einheit, und zwar wie sie mit allen ihren Hilfsmitteln und Wirkungen sich fortpflanzen, wodurch Menschen nach und nach aufgestellt werden.

Wenn Kant so der Entwicklung der Menschheit ein Ziel vorschreibt, so will er damit kein utopisches Ideal aufstellen, sondern eine Idee als Aufgabe bestimmen. Wohl deutet er die optimistische Ansicht, daß die Entwicklung der Menschheit notwendigerweise ein Aufsteigen zum Guten sein müsse, daß sie einen vernunftgemäßen Plan in sich enthalte und einem Zustand der Glückseligkeit zustrebe, wenn dieser in der empirischen Wirklichkeit auch niemals erreicht werden sollte. Aber „der Begriff der Glückseligkeit ist nicht ein solcher, der der Mensch etwa von seinen Instinkten abstrahiert und in aus der Tierheit in ihm selbst herwinnt; sondern ist eine Idee“. Ausdrücklich weist Kant die Staatsutopien ab wie sie seit Platons Atlantis geschaffen worden sind. Sofern sie unendliche Aufgaben bezeichnen, behalten die Utopien ihren Wert.

Als das einzige Wesen auf Erden, welches Verstand, mithin ein Vermögen hat, sich selbst willkürliche Zwecke zu setzen, ist er zwar herrlicher Herr der Natur und, wenn man diese als ein teleologisches System ansieht, seiner Bestimmung nach der letzte Zweck der Natur; aber immer nur bedingt, nämlich daß er es versteht und den Willen habe, dieser und ihm selbst eine solche Zwecksetzung zu geben, die unabhängig von der Natur sich selbst genug, mithin Endzweck sein könne, der aber in der Natur gar nicht gesucht werden muß. So steht über der Natur die Kultur, und die Erreichung der Kultur kann nur aus Grund der Vernunft und der Freiheit geschehen. Erst am Ende der Entwicklung regiert das geklärte Gute allein. Die Hervorbringung der Tauglichkeit eines vernünftigen Wesens zu beliebigen Zwecken überhaupt (sollte in seiner Freiheit) ist die Kultur. Wo kann nur die Kultur der letzte Zweck sein, den man der Natur in Ansehung der Menschheit beizulegen vermag?

Das Ziel der Entwicklung hat für Kant einen moralischen, ja sogar religiösen Charakter. Mit religiöser Wendung spricht er davon, daß die Menschen zunächst in einer „unsichtbaren Kirche“ leben und daß die Herstellung des Reichs Gottes ihre Aufgabe ist. Das Reich Gottes auf Erden, das ist die letzte Bestimmung; des Menschen Wunsch (sein Reich). Christus hat es herbeigeführt; aber man hat ihn nicht verstanden und das Reich der Priester errichtet, nicht das Gottes in uns.

Wider den „Makel“ der unehelichen Geburt.

Von Stadt. Dr. Engel, Berlin-Schöneberg.

Die Verhandlungen im Preussischen Abgeordnetenhaus vom 16. Februar d. J. über die Grundfragen unserer Bevölkerungs-politik haben bisher in der Öffentlichkeit selber nur geringen Nachhall gefunden; sie erfolgten ja im Hause selbst vor leeren Bänken und teilten so auch äußerlich das regelmäßige Schicksal sozialpolitischer Erörterungen. Trotzdem sind die Verhandlungen nicht lediglich heimgeworfene Luft. Die beteiligten sozialpolitischen Kreise werden noch oft auf sie zurückgreifen, wenn auch bisweilen nur, um die sozialpolitischen Talen der einzelnen Parteien an den Reden ihrer Vertreter nachzuprüfen.

Die erschreckende Tatsache, daß von 1000 unehelichen Kindern nur 136 das 12. Lebensjahr erreichen gegenüber 512 ehelichen Kindern, wird für die weite Öffentlichkeit eine Gräueltat bleiben, aber die sie nicht mit einer leichten Handbewegung zur Tagesordnung übergehen kann. Die Sterbeziffer bedeutet eine schwere Anklage, die sich mit der Gewalt, die in ihr liegt, in das Gedächtnis unseres Volkes hineinhämmern und immer von neuem um dringende Hilfe bitten wird, ja sie fordern kann.

Die Vorkämpfer für eine Besserung der Lage der ledigen Mütter und der unehelichen Kinder brauchen in Zukunft ihre Forderungen nicht mehr besonders zu begründen und deswegen sogar für ihren eigenen Ruf zu fürchten. Die Sterbeziffer der unehelichen Kinder ist die nachhaltigste und eindringlichste Begründung, die nicht nur unser Herz bewegt, sondern uns auch überzeugt.

Seit Monaten kämpfe ich, aus dem Felde, für die Schaffung eines einheitlichen Geburtszeichens für alle Kinder, die vorhehlichen und unehelichen Kinder nicht mehr wie bisher von ihrem Eintritt in das Leben bis zu ihrem Tode und noch

darüber hinaus bloßstiel und kennzeichnet als Kinder einer ledigen Mutter. Ich weiß wohl, daß mit dem weigen Querschnitt des farbigen Geburtszeichens erst wenig getan ist. Wenn wir indes die geradezu grauenerregende Sterblichkeit der unehelichen Kinder herabmindern wollen, dann müssen wir bei der Geburt des Kindes beginnen und vor allem auch der ledigen Mutter ihren Kreuzweg erleichtern. Heute sucht sich die ledige Mutter oft schnell von ihrem Kinde zu trennen. Uneheliche Kinder sind eben eine gesellschaftliche Last und — solange unfreie heutigen Werturteile bestehen — eine dauernde unerträgliche Erinnerung für die ledige Mutter.

Und allen gilt die Forderung und Mahnung, die ledigen Mütter in ihrer Not nicht von uns zu weisen, ihnen vielmehr nicht aus Gnade und Mitleid sondern um der Gerechtigkeit und unseres Volkes willen die Hand zu bieten.

Die Kriegszeit ist für die ledigen Mütter wegen der schweren Lebensmittelbeschränkung auf Karten besonders hart; sie wird oft geradezu eine Hölle. Jeder Weg nach einer Brot-, Zucker-, Milch-, Kartoffel- usw. Karte führt über Dornen und bringt neue Demütigungen und Erniedrigungen. Immer wieder muß die ledige Mutter bei der Kartenausgabe stehen und in den Vorden in die Zwangsbüchse und belassen. Man folge dem Vorbild Badens und Sachsens, die den Bräuten gefallener Krieger, namentlich den ledigen Müttern unter ihnen, auf Antrag den Frauennittel verleihen, erhebe aber die Ausnahme zur Regel und gebe allen ledigen Müttern ohne Antrag allgemein und ausnahmslos die Verechtigung zur Führung des Titels „Frau“. Damit wäre der ledigen Mutter in der Deffektivität und namentlich in ihrem wirtschaftlichen Fortkommen manches Hindernis und vor allem viele seelische Qual genommen.

Meine Vorschläge auf Schaffung eines neuen Geburtszeichens und auf Verleihung des Frauennittels an die ledige Mutter sind kleine, aber doch nicht unwirksame Mittel im Kampfe gegen die Sterblichkeit der unehelichen Kinder; sie sollen schwere Schatten in unseren Lebensformen beseitigen. Beide Mittel — Geburtszeichen und Frauennittel — sind keine Mittel, wie ja auf diesem schweren sozialen Arbeitsfeld leider große und unwägliche Hellschätze unendlich sind.

Die große Zahl der ledigen Mütter — fast 200 000 im Jahr, ein Zehntel aller Mütter — beweist die sittliche Gefährdung unseres Volkes. So widerspruchsvoll es klingen mag: viele unehelichen Kinder sind auch ein Maßstab für die Sittlichkeit eines Volkes. Sie zeigen, daß bis in die großen Volksschichten doch noch nicht die Gedanken der Geburtenverhinderung eingebracht sind, deren Befähigung und der Krieg als ganz besonders ernste Aufgabe an Herz gelegt hat.

Die deutschen Bundesstaaten ordnen alle Kulturfragen selbständig. Sollte es ein zu hoher Wunsch sein, daß ein größerer Bundesstaat in dieser Formregelung, die auch von weittragender wirtschaftlicher Bedeutung ist, die Führung und Begleitung übernimmt und durch die Ueberwindung von schweren gefährdenden Vorurteilen gesunden, zukunftsgebendem Leben zur vollen Entfaltung und Entwicklung hilft?

Neue Entdeckungen in der heimischen Tierwelt.

Daß in unserer heimischen Tierwelt noch wichtige Entdeckungen zu machen seien, hing von vornherein wenig wahrscheinlich, wenn man bedenkt, wie viele Gelehrte und wie viele Jäger seit Jahrzehnten auch die kleinste Kleinigkeit beobachtet und veröffentlichten. Durch die Erfindung eines sehr sinnreichen Hilfsmittels zur Beobachtung von Tieren im Freien ist es nun dem ausgezeichneten Waldmann und Naturforscher Hagedorn gelungen, eine Reihe wichtiger Entdeckungen über die Lebensführung von einheimischen Tieren zu machen, die bislang als recht gut erforscht galten. Dieses Hilfsmittel, das er in mehrjähriger Anwendung durchgebildet und auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht hat, bezeichnet er als „Zerragraph“; es ist eine Einrichtung, die mit Hilfe der Elektrizität genaue Aufzeichnungen darüber macht, wann ein Tier seinen Bau, sein Nest usw. aufsucht oder wieder verläßt. Hagedorn veröffentlicht im Verlage von Theodor Thomas in Leipzig unter dem Titel „Der Zerragraph“ sein Buch, in dem er die Einrichtung des Zerragraphen und seine Anwendung, auch in Gemeinschaft mit der photographischen Kammer, darstellt und an einer Reihe ausführlicher Beispiele schildert, was er mit seinem Hilfsmittel entdeckt.

Hält der Dachs einen Winterschlaf? Rammhafte Jagdzooologen bezogen diese Frage, doch ist es sicher, daß viele Jäger dem Dachs im Winter, selbst bei Schneewetter, begegnet sind oder frische Spuren von ihm gefunden haben. Hagedorn hat diese Frage nun mit Hilfe seines Zerragraphen in Angriff genommen und dabei einen trefflichen Einblick in das Leben des Dachses gewonnen. Danach steht es fest, daß der Dachs nicht etwa, wie es in einem neueren Jagdwerke heißt, im Herbst Moose und Laub in den Bau führt, sich ein bequemes Winterlager zurechtmacht und sich zum Winterschlaf einlagert. Seine winterliche Einlagerung hängt von den Witterungsverhältnissen ab; je gelinder der Winter, desto häufiger läßt er sich spüren; nur wenn Wald und Feld mit hohem Schnee bedeckt sind, schwinden für den Dachs die letzten Hoffnungen, irgend etwas an Nahrung zu finden. Ständige ununterbrochene Beobachtung am Dachsbau hat eindeutig ergeben, daß von einem Winterschlaf wirklich nicht die Rede sein kann; der Dachs verläßt den Bau nur um so seltener, je schlechter die Witterung ist.

Ein ganz unerwartetes Ergebnis hat Hagedorn bei der Beobachtung wilder Kaninchen mit dem Zerragraphen gewonnen, wobei ihm freilich der Zufall sehr günstig war. Eines Tages entdeckte er nämlich auf einer Wiese einen großen lahlen Hied, auf dem jeden Morgen frische Kaninchenlöcher zu finden war. Mit dem Zerragraphen, der nun dort kunstgerecht angebracht wurde, erzielte er jedoch zunächst kein Ergebnis, denn am Morgen fand er die Batterie ausgebraut. Dies wiederholte sich, und Hagedorn konnte das Rätsel nur dadurch lösen, daß er mehrmals nachts seinen Zerragraphen besichtigte. Da fand er denn über einer Kontaktstellung eine ziemlich weiche Erde angehäuft und davor führte ein Loch in den Boden. Er ging in den folgenden Wochen dem rätselhaften Sachverhalte nach und die Lösung war, daß er hier das Wochenbett eines Kaninchens aufgefunden hatte. Die Häsinn gräbt an einem unauffälligen Orte einen Notbau tief in die Erde, wo die Jungen vergraben bleiben. Tagsüber bleibt die Häsinn von den Jungen fern, abends erscheint sie, prüft und sichert, ob alles in Ordnung ist, legt den Eingang frei, um zu ihren Jungen zu gelangen, bei denen sie die Nacht verbringt, gräbt morgens den Bau wieder zu und kommt erst am nächsten Abend wieder zurück. Erkennlichweise stellt Hagedorn fest, daß ein solches Wochenbett von einer Häsinn volle sechs Tage hintereinander nicht besucht wurde. Er grub die Jungen aus, fand sie körperlich etwas abgenommen, jedoch sonst noch munter, und beschwor sie schlief er den Bau wieder. In den folgenden Tagen kam die Häsinn wieder und besuchte ihre Jungen!

Die Anwendung des Zerragraphen zur Beobachtung der Vogelwelt hat ein paar schlagende Beispiele für den großen Nutzen geliefert, den manche Vogel durch die Vertilgung von Insekten erweisen. Die Aufzeichnungen eines Zerragraphen an einem Schwanzmeisennest, das eine ganze Nistwoche hindurch beobachtet wurde, ergaben, daß die Alten täglich rund 100 mal ihre Jungen fütterten. Sie brachten dabei stets zwei oder mehr Raupen, so daß sich eine Tagesmenge von 1000 Stück ergibt, und da sie sicher selbst ebenso viele verzehren, muß man annehmen, daß die ganze Schwanzmeisennestfamilie täglich 2000 Raupen vernichtete. Es handelte sich dabei um die Raupen des Eichenwicklers, und zwar war es einziger Eichbaum, von dem sie ihre Beute ab-

lufen. Ähnliche Zahlen hat Hagedorn mit dem Zerragraphen an einem Schwanzmeisennest ermittelt. Danach begannen die Schwänke um vier Uhr morgens mit dem Herbeischleppen von Futter, lehten es den ganzen Tag über mit kurzen Unterbrechungen fort und hörten regelmäßig um halb sieben Uhr abends auf. Durchschnittlich fütterten sie 800mal am Tage; jedesmal brachten sie zwei oder mehr Insekten, und wenn man auf die Eltern ebenso viele Insekten zur Nahrung rechnet, wie auf die Jungen, so beträgt eine einzige Schwanzmeisennestfamilie täglich 2000 Insekten, im Monat also rund 100 000!

Fortschritte der Brotbereitung.

Eine der einschneidendsten Maßnahmen unserer Kriegswirtschaft ist die Vorkürzung, das Korn in viel höherer Weise, als es bis dahin üblich war, in den Mühlen auszumahlen, und zwar bis zu 94 Proz. Dadurch ist zwar das feine weiße Mehl der Friedenszeit verschwunden, aber die Mehlvorräte sind dafür ganz bedeutend gestreckt worden, denn die früher ausgemergelte Mehle ist zum größten Teil nun im Mehl geblieben, das dadurch die dunklere Färbung erhalten hat. Der Zusatz der Mehle zum Mehl hat zwei Folgen. Die Mehle enthält viel Eiweißstoffe und Nährsalze, die von großer Wichtigkeit sind und deshalb das Brot nahrhafter machen, aber andererseits hat die Mehle auch sehr viele Holzfaserteile, die unverbäulich sind, so daß sie von den Organen der Ernährung als Ballast aufgenommen werden müssen, die Entkräftung hervorgerufen kann. Die gute und schlechte Eigenschaft der Mehle fanden und stehen in einem Gegensatz zueinander, dessen Kosten der Mensch zu tragen hatte. Wenn die Mehle zum größten Teil unverbäulich ist, so liegt das daran, daß der nahrhafte Zellinhalt den Verdauungsorganen unzugänglich bleibt, da dieselben nicht instande sind, die Zellwände aufzulösen und den Inhalt freizulegen. Alle unsere Mahlverfahren, die alten Mühlentiere sowohl wie die neuen Walzen aus Porzellan und Stahl zermahlen zwar den stärkehaltigen Inhalt des Getreidekorns zu sehr feinem Mehl, sie trennen auch die winzigen Zellen der Mehle voneinander, aber die Zellen selbst zerkleinern sie nicht, die lassen sie meist unzerstört, und dadurch sind sie dem Verdauungsorgan entzogen. Es ist nun schon seit Jahren das Bestreben der Wissenschaft und Technik gewesen, im Mahlprozeß auch diese Zellen zu zerkleinern, und es ist vielfach Brot hergestellt worden aus Mehl, in welchem dies mehr oder weniger gelungen sein soll.

Bei dem bekannten Schläterbrot wird dies dadurch zu erreichen gesucht, daß die Mehle für sich zu einem Teig gelnet wird, der erhärtet und dann nochmals zu Mehl vermahlen wird, das dem weichen Mehl zugefügt wird. Bei dem ähnlichen Brotsiefernbrod (Fiameli) wird die abgepresste Mehle unter Zusatz von Wasser ebenfalls zerrieben und dann erst dem Mehl wieder zugelegt. Das Simonsbrot wird auf ähnliche Weise gewonnen, und bei dem neuerdings hergestellten Grob- oder Solbrot wird die Zerkleinerung der Zellen dadurch herbeigeführt, daß das eingeweichte und einhäufte Korn zwischen verschiedenen Walzen zu einem Teig zerquetscht wird. Dies Verfahren hat günstige Ergebnisse gehabt, aber neuerdings hat Dr. Klopfer in Dresden eine Methode erfunden, die auf die bisher beste Weise die Melezellen zerkleinert, so daß ihr Inhalt den Mogenäften zugänglich wird. Nach dieser Methode wird das schon getrocknete Korn in Schleudermühlen gebracht, die es gegen eine Siebe mit großer Kraft schleudern, so daß das Korn zerleinert und zerkleinert wird. Durch eine mehrfache Wiederholung dieses Verfahrens wird schließlich ein außerordentlich feines Mehl gewonnen, in dem auch die Zellen der Mehle zerprengt sind. Ein aus diesem Mehl gebadenes Brot ist das denkbar verbäulichste und nahrhafteste, es ist Vollkornbrot im besten Sinne des Wortes, und es wird hauptsächlich in Zukunft das Brot werden, das allgemein zu unserer Ernährung verwendet wird.

„Kristallseelen“, Ernst Haeckels neuestes Werk.

Im Verlage von Alfred Kröner, Stuttgart, erscheint in Kürze das jüngste Werk des Vierundachtzigjährigen, das zu vollenden er sich eben anschick.

Die Kristalle galten noch bis zu Anfang unseres Jahrhunderts als starr, leblose Naturgebilde. Die Wissenschaft, die sich mit ihnen beschäftigt, die Kristallographie, ist daher eine „exakte“, anorganische Naturwissenschaft, die sich ihre Gesetze von der Mathematik vor-schreiben läßt, und mit dem Leben nichts zu tun zu haben schien. Die Disziplin aber, die sich mit dem Leben der belebten Naturfor-schäftigt, die Biologie, ist ein Teil der organischen Naturwissen-schaften, der Biologie. Eine tiefe Kluft schied das Gebiet beider.

Da erdicht das Werk Otto Lehmanns (Erlangen 1907) über „flüssige, also scheinbar lebende Kristalle“, das uns mit der erstaunlichen Eigenschaft mancher Kristallgebilde befaßt macht, Funktionen auszuüben, die wir bisher nur dem belebten Leben zuschreiben gewohnt waren. Gleichzeitig erhielt die Lehre von dem Seelenleben der Pflanzen ihre feste, experimentelle Begründung durch den Berliner Haberlandt sowie durch Kerner und Franke. Der Münchener Richard Semon stellte das unbewußte Erinnerungsvermögen, die „Mneme“, als das Dauernde im Wechsel des organischen Geschehens hin.

In zunehmender Verwertung aller dieser neuesten Forschungsergebnisse und gestützt auf langjährige eigene Untersuchungen sieht sich Haeckel veranlaßt, den Grundriß einer neuen „Biologischen Philosophie“ aufzustellen. In diesem spricht der greise Gelehrte die Ueberzeugung von der Einheit aller Natur-erscheinungen aus, wie sie im Begriff des Monismus ihren treffendsten Ausdruck gefunden hat. Die Scheidewand zwischen totem anorganischen und belebtem organischen Dasein ist gefallen. „Alle Substanz besitzt „seelisches Leben“.

Wagen wir wohl noch zweifelnd vor dem ungewohnten Neuen dieses Problems stehen, vor der Weltanschauung des Hochbetagten, der es aufzustellen gewagt hat, werden wir uns in bewundernder Ehrfurcht neigen.

Dr. M. K.

Notizen.

— Die Theaterzensur gegen den Burgfrieden. Da quälten sich nun die Zeitungen, den unangeführten Dramatikern den Weg zur Bühne gegen die Trägheit der Direktoren zu erschließen. Und gelingt es schließlich einem, an die Stelle zu gelangen, wo allein über seine Bedeutung entschieden werden kann, so macht die Zensur einen Strich durch die lange Vorarbeit und verbietet die Aufführung. So ist es Hermann Essig mit seinem Drama „Ihr silbes Blut“ am Lessing-Theater ergangen. Mit dieser Entbedung von Anstaltlichkeit schließt und die Zensur den Burg-frieden nicht zu befördern.

— Vorträge. Urania, Mittwoch und Freitag, Dr. Freher: „Auf den Spuren deutscher Auslandsarbeit (von New York nach Jerusalem und in die Wüste 1914—1916)“. Samstag, Dienstag, Donnerstag: „Das Oberengadin und der Spilgen“. Montag, Dr. Goerke: „Die Verdrängung Diphrenens“. Sonnabend, Prof. Wedding: „Die erparat man Elektrizität und Gas.“ — In der Treppow-Sternwarte spricht Dienstag 7 Uhr Dr. Archenhold über „die Orientierung am Sternhimmel“. — Wolfgang Deine spricht Freitag 8 Uhr in der Philharmonie über „ein neues Deutschland“.

— Gemahregelte Professoren. Wegen ihrer Tätig-keit für Volkserziehung wurden zwei Professoren an der Columbia-Universität in New York ohne Kündigung entlassen. Die Freiheit der Wissenschaft hat im „freien“ Amerika freilich nie welfer erreicht, als es den privaten Geldgebern der Universitäten paßt.

— Eisengeld auch in Dänemark. Die dänische Scheidemünze, insbesondere das Kupfergeld, ist seit kurzer Zeit dem allgemeinen Umlauf entzogen worden. Die Nationalbank verliert nun, wie aus Kopenhagen gemeldet wird, so langsam wie möglich Eisen aus Schweden hereinzubekommen, um mit der Prägung von Kleingeld aus Eisen beginnen zu können.